

Kultur

Michael Rutschky

»Linke müssen klüger sein als alle anderen«

Wer sich Anfang der sechziger als junger Mensch der damals frisch entstehenden Neuen Linken anschloss – beispielsweise in den legendären **SOZIALISTISCHEN DEUTSCHEN STUDENTENBUND**, kurz **SDS**, eintrat – lernte als deren ebenso arrogante wie bezwingende Parole: »Linke müssen klüger sein als alle anderen«. Wie aber sieht es heute aus mit der überlegenen Klugheit der Linken?

Warum studierst du Soziologie? fragte der wiss. Assistent das frisch gebackene Erstsemester bei der Straßenbahnfahrt zur Innenstadt, ins Kino (unglaublich oft ging man damals pro Woche ins Kino). Um die Gesellschaft zu durchschauen, strahlte die Studentin stolz. Später erhielt sie eine Professur an dieser Reformuniversität im Norden. Und der Assistent verfolgte eine schöne Karriere als unabhängiger Sozialforscher bei verschiedenen Institutionen.

Das Wissen und die Wissenschaft sind es nicht, wodurch sich explizit Linke heute, Mitglieder politischer Parteien so wenig wie frei schweifende Intellektuelle und Künstler, definieren. Nur in überlebenden Kadern der DDR-Intelligentsia finden sich manchmal noch Reste dieses Glaubens – Marx wollte doch den Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft entwickelt haben. Eine mir bekannte alte Dame, die ihr Arbeitsleben in der DDR als Bibliothekarin zugebracht hat, kann die Klimakatastrophe so stringent demonstrieren, als handle es sich um den tendenziellen Fall der Profitrate. Das prägnante Bild vom un-

widerstehlichen Schwund, der haargenau durch wachsenden Reichtum entsteht, überträgt sie vom Geld auf das Wetter und versteht das als wissenschaftliche Einsicht, die nur falsches Bewusstsein und ökonomisches Interesse bestreiten.

Dagegen definiert sich die Linke heute eher auf amerikanisch: durch die Werte, die sie propagiert: voran Gerechtigkeit und Gleichheit, die ein wohlthätiger Staat in einer Gesellschaft, die nach dem notorischen Wolfsgesetz lebe, im Kampf aller gegen alle, durchzusetzen habe. Auch hier geht es eher um ein Bild oder ein Phantasma als um Wissenschaft. Die großen Fische fressen die kleinen, wusste man schon im alten Ägypten; weshalb der Pharaon (der wohlthätige Staat) eingreifen und ausgleichen musste. Die Wissenschaft heute weiß denkwürdige Dinge über Kooperationen zwischen den großen und den kleinen Fischen zu erzählen; sowie über die Wölfe, die Thomas Hobbes' Regel für den vorpolitischen Zustand im Innern keineswegs folgen. Allerdings kann es zu grässlichen Schlächtereien draußen kom-

men, mit anderen Rudeln, zwischen Serben und Kroaten, Hutu und Tutsi, Hamas und Fatah gewissermaßen. Falls das Tierreich als metaphorische Parallelgesellschaft hier von irgendeinem Nutzen ist.

Überhaupt stehen solche großformatigen Einschätzungen soziologischer und anthropologischer Art – in den Sechzigern »Menschenbild« genannt – heute wahrscheinlich gar nicht im Zentrum einer Selbstdefinition als »links«. Vielleicht geht es weit eher um Loyalitäten, zu denen mehr oder minder deutlich verpflichtet ist, wer sich aufgrund seiner Lebensgeschichte und Gewohnheiten zur *Community* der Linken rechnet. Der soziale Anteil an unseren Gedanken und Überzeugungen, an unseren Orthodoxien wird leicht unterschätzt. Statt blank zuzugeben, dass der Sozialismus keine Wissenschaft geworden ist, beginnt man lieber akrobatisch mit den Gedanken herumzuturnen, im Grunde habe Marx doch Recht behalten, wie auch heute noch viele, viele Ökonomen sagen usw. Marx, das ist eines unserer Totems – im Unterschied zu denen der anderen. Auch hier bieten die Überreste der DDR-Intelligentsia ein reiches Beobachtungsfeld. Die alte Dame aus dem Bibliotheksdienst hat ihre marxistischen Grundüberzeugungen erst nach der Wende – die sie heftig begrüßte – entdeckt. Was Jürgen Habermas schon früh an der Frankfurter Schule, an Horkheimer und Adorno beobachtete, ihre »verschwiegene Orthodoxie« im Hinblick auf Marx' Kritik der politischen Ökonomie, charakterisiert viele Kader der ehemaligen DDR-Intelligentsia und bildet eines der Charakteristika von »Osttrotz« (so die alte Dame selbstironisch). Versteht sich, dass man sie ebenso im Westen findet. Jene – unterdessen emeritierte – Reformprofessorin in Oldenburg hängt ihr, hartnäckig schweigend, immer noch an, und der unabhängige Sozialforscher aus dem Frankfurter Institut muss sich mancher Anwendung erwehren. (Es macht diese Orthodoxie ebenso verführe-

risch wie gefährlich, dass sie sich niemals beweisen muss; sie funktioniert als Hintergrundwissen, aus dem sich afrikanische Terrorregime, die amerikanische Außenpolitik, Gen-Mais – was immer Sie quält – gefällig erklären lassen, ohne dass es auf die Kraft der Erklärung wirklich ankäme: es war halt das Kapital.)

Was ich da zu bieten hätte: dass zwar nicht der Sozialismus, wohl aber die Wissenschaft unglaublich erfolgreich war, schaut man auf das Jahr 1960 zurück. In dieser Hinsicht bewährte sich die Neue Linke von damals als Avantgarde, insofern sie den Wissenschaften als solchen, ganz unabhängig vom Marxismus, ihr umfassendes Vertrauen schenkte; man brauchte ihnen bloß zu folgen, und schon wurde man klüger als alle anderen. Irgendwie glaubt das heute jeder. Der Aufstieg der Wissenschaften, die Vermehrung der Akademiker, steigerte ihre Diskursmacht ins Unermessliche. Heute traut sich keine Idee auf die Bühne, ohne dass Wissenschaft sie begleitet, ob es nun um Kindererziehung oder Klimawandel geht. Was jenes Erstsemester auf dem Weg ins Kino entzückte, zu lernen, die Gesellschaft zu durchschauen, gehört heute zur Allgemeinbildung. Jeder weiß, was »unsere« Gesellschaft im Innersten zusammenhält und welche praktischen Folgerungen daraus gezogen werden müssen. Dass darüber im Einzelnen ganz und gar keine Einigkeit herrscht, ändert nichts an dem grundlegenden Muster. Ehrwürdige Ideen der Rechten, die 1960 einflussreich waren: dass es in allen Fragen großer Entscheidungen bedarf, die von großen Geistern intuitiv getroffen werden, während Diskussionen sie bloß zerreden und zersetzen, solche Gedanken sind völlig aus der Mode. Wenn sich heute eine neoreaktionäre Fraktion des Feuilletons für den Ratzinger-Papst begeistert, dann signalisiert sie damit keineswegs ihre bedingungslose Folgebereitschaft gegenüber einem Heiligen Vater; was ihrer Imagination zauber-

haft anmutet, ist bloß das Konzept einer solchen Autorität.

Stattdessen entdecken wir gleich noch einen zweiten avantgardistischen Gedanken von 1960 als einen der heute herrschenden: dass öffentliche Diskussionen das wesentliche Medium aller Entscheidungen bilden müssen, seien diese nun persönlich oder politisch. Auch in diesem Punkt spülte der Gang der Dinge altkonservatives Gedankengut einfach fort: dass eingelebte Traditionen am besten funktionieren, wenn undiskutiert bleibt, was sie vorschreiben. Zwar kokettiert der neoreaktionäre Feuilletonist mit solchen Traditionen und Institutionen. Ihnen sich praktisch unterzuordnen, verbietet ihm aber schon seine Position im Apparat (so wie in den Siebziger Redakteure mit dem Stalinismus nur kokettieren durften). Dafür muss heute noch der stockkonservative Kardinal in die Talkshow, um darzulegen, welche Rollen Gott unwiderruflich Männern und Frauen zuteilt. Ein späteres Jahrhundert wird den Gründungsvater der Bundesrepublik, was ihre Leidenschaft für die immerwährende Talkshow zu allen möglichen Themen angeht, in Jürgen Habermas erkennen, der um 1960 eben diese Idee zu entwickeln begann: dass Öffentlichkeit das zentrale Medium der modernen Gesellschaft sei. Er liquidierte damit ein ruhmloses Kapitel aus der Geschichte der Linken: dass die kommunistische Partei, wie Lenin sie erfunden hat, als Motor den politischen Prozess vorantreibe.

Wenn heute das Unterschichtenfernsehen in seinen Talkshows Schmuttel- und Schweinkram verhandelt, kann sich die bürgerliche Öffentlichkeit nur durch Igno-

rieren wehren; im Prinzip ist kein Thema gegen das »Ausdiskutieren« gefeit, ein Modewort der sechziger Jahre. Eine gräßliche Aura umhüllt das Wort für das Erstsemester, den wiss. Assistenten vom Anfang unserer Geschichte, weil es so gründliche Liebes- und Freundschaftskonflikte zusammenfasst – die das Ausdiskutieren lösen sollte. Die Theorien von Niklas Luhmann schufen hier Frieden, wenn man so will, und begründeten das Immerwähren der Talkshow besser, schmerzloser: Es kommt gar nicht auf das Gelingen der Kommunikation an, vielmehr auf ihre Fortsetzung.

Schließlich hat die Neue Linke von 1960, die klüger sein wollte als alle anderen, d.h. wissenschaftlich aufgeklärt und zu jeder öffentlichen Diskussion bereit, im Lauf der Zeit noch eine dritte Komponente auf die Allgemeinheit übertragen: einen antikommunistischen Antikapitalis-

mus. Schon um 1960 wussten die avancierten Kader, dass der Realsozialismus ohne Perspektive sei – aber zugleich konnte man den Kapitalismus trotz seiner ökonomischen Erfolge unmöglich *in toto* loben. Die Kollateralschäden (kein Modewort von 1960) sind einfach zu hoch. Sie geben, was auch immer Marx alles falsch gesehen habe, ihm grundsätzlich recht.

So, nicht wahr, denkt heute jede Talkshow. Die verschwiegene Orthodoxie der Frankfurter Schule ist Allgemeingut geworden. Der Kapitalismus bleibt gefährlich, was sogar seine Funktionäre jederzeit zugeben. Bloß weiß niemand, wie man statt dessen wirtschaften sollte. Die Neue Linke hat hier gar nichts in Wissenschaft investiert. Neue kritische Einsichten in den Kapitalismus, die seiner Transformation in den Sozialismus dienen könnten,

fehlen völlig. Für so etwas haben sich weder die Oldenburger Reformprofessorin noch der freie Sozialwissenschaftler interessiert. Von der DDR-Bibliothekarin resp. den DDR-Wirtschaftswissenschaftlern erwartet man's ohnehin nicht. Diffus vermischt sich heute der Antikapitalismus mit dem Unbehagen in der Kultur, wie Sigmund Freud es diagnostizierte. Alles läuft schief, alles machen wir falsch, irgendwie sollte alles anders sein. Und dies scheint die ideale Motivlage abzugeben für die Fortsetzung des Kapitalismus.



Michael Rutschky (*1943)
lebt als freier Autor in Berlin.
mrutschky@web.de

Karoline Hille

Von der Kopfgeburt zur Weltkunst

Ein Blick auf die Documenta 12

Moderne, Leben, Bildung – unter diesen Leitmotiven steht die große Schau der Gegenwartskunst, die Documenta 12 in Kassel. Als Stichwortgeber für den künstlerischen Leiter Roger M. Buergel und seine Frau, die Kuratorin Ruth Noack, fungieren Charles Baudelaire mit seiner These, dass jede Modernität einmal Antike ist, Walter Benjamin mit der Frage nach dem »bloßen Leben«, die ihn kurz nach dem Ersten Weltkrieg in seiner Schrift *Zur Kritik der Gewalt* beschäftigte, und Lenin, dessen Schlachtruf »Was tun?« auf Tschernyschewskis gleichnamigen Bildungsroman von 1863 zurück geht. Die drei Motive verweisen zugleich auf die erste Documenta des Jahres 1955 und deren Spiritus Rector Arnold Bode. Wie Bode geht es den Machern heute um die Projektion eines »Gleichklangs zwischen Kunst, Raum und BesucherInnen«.

Mit ihrer Verbindung von neuer Kunst und den »großen älteren Meistern« der Moderne beanspruchte die erste Nachkriegsschau mitten im Kalten Krieg politische Bedeutung als Nachweis der Demokratiefähigkeit Westdeutschlands und seinen Wiedereintritt in den Chor der westeuropäischen Kulturnationen. Doch zielte

die Inszenierung nicht auf rationale Informationsvermittlung, sondern auf das emotionale Erlebnis von Kunst. Bode holte die als »entartet« diffamierte Moderne ins Museum zurück, wobei sich die Ruine des *Fridericianums* als idealer Ort erwies, und rehabilitierte sie als »unsere Klassik«. Die Documenta von 1955 wurde zum My-